

Gianfranco D'Anna
Das geteilte Elektron

verlag die brotsuppe



Gianfranco D'Anna

Das geteilte Elektron

Roman

aus dem Italienischen
von Barbara Sauser

verlag die brotsuppe

Originaltitel: *L'elettrone dimezzato*, 2015
Edizioni Dedalo, Bari

Das Buch wurde von der Stadt Bern und dem Kanton Bern unterstützt und die Übersetzung von Pro Helvetia subventioniert.

Vielen Dank.

prohelvetia



Kultur
Stadt Bern

SWISSLOS

K u l t u r
Kanton Bern

Dieser Roman basiert auf wahren Begebenheiten,
die Personen und Situationen sind aber frei erfunden.

www.diebrotssuppe.ch

ISBN 978-3-905689-77-8

Alle Rechte vorbehalten

© 2016, verlag die brotsuppe, Biel/Bienne

Übersetzung: Barbara Sauser, Bellinzona

Umschlag, Gestaltung, Satz: Ursi Anna Aeschbacher, Biel/Bienne

Herstellung: www.cpibooks.de

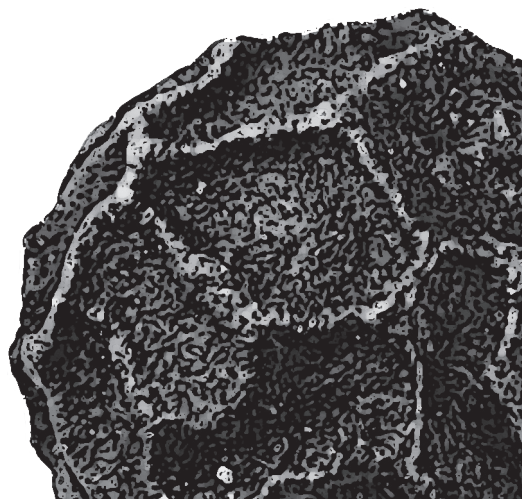
Inhalt

Prolog	11
ERSTER TEIL	
Pferdestrassenbahn	19
Telegramm	27
Venia Legendi	33
Der Wachswalzen-Phonograph	39
Muster auf Millimeterpapier	46
Wolkenkammer	54
Die Brenner-Lokomotive	60
Lozier, Modell I	67
ZWEITER TEIL	
Todesanzeige	75
Fotografie der Prozession zu Allerheiligen	78
Pennsylvania Railroad Bridge	81
Café Central	88
Methodistenkirche	95
Einladung zum Vortrag: Doktor Philipp Frank	99
»Naturae Novitates«	107
Denkmal in Gold	114
Millikans Laborjournal	119
81. Versammlung der Deutschen Naturforscher und Ärzte	125
Canada Pacific Railway	132
Die Kirche von Wassen	139
Versammlung der Amerikanischen Physikalischen Gesellschaft	147
Brief vom Philosophical Magazine	154
DRITTER TEIL	
Der Junge aus Provo	163

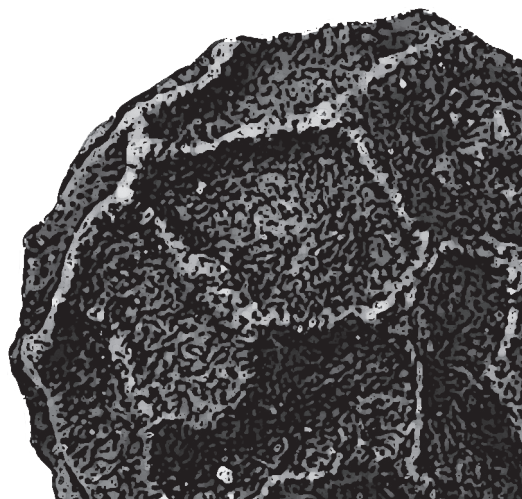
Histogramm	171
Millikans Experiment	178
Akademie der Wissenschaften	185
Geburtsanzeige	191
Die Konferenz zu Königsberg	199
»Science«	208
Epilog	215
Der Autor	221
Die Übersetzerin	221

Für Christine, Edoardo, Nicolò, Leoluca

Ein besonderer Dank gilt Donata Berra und Paolo Schwendimann, die sich liebenswürdigerweise für die wichtige Rolle der ersten Leserin beziehungsweise des ersten Lesers zur Verfügung gestellt haben.



PROLOG



Wien, 19. Februar 1926

Im Haus Ehrenhaft tritt eine andächtige Stille ein, der Geigenbogen beschreibt einen weiten Kreis und verharrt wenige Millimeter vor den Saiten der Violine: Albert Einstein schliesst die Augen, hält den Atem an, und die ersten Töne der *Sonate in A-Dur, KV 305* von Mozart erklingen.

Die Gesichter der Zuschauer sind verzaubert von diesem Phänomen, diesem grossen Physiker, der seinen Glanz auf die Musik zu übertragen vermag. Auf dem besten Sessel sitzt der Gastgeber, Felix Ehrenhaft. Seine Miene ist gedrückt. Er weiss, dass die Akademiker und Philosophen mit ihren gestärkten Kragen, dunklen Westen und Uhrenketten nicht seinetwegen, sondern wegen Einstein gekommen sind. Olga, die neben ihm sitzt, berührt liebevoll seine Hand, als erahnte sie seine Gedanken.

Vom Allegro di molto mitgerissen, jagt der Physiker den Tönen mit immer kräftigeren Bewegungen nach. Ehrenhaft denkt an die Zeremonie am Nachmittag, man hat zum Gedenken an Machs zehnten Todestag ein Denkmal eingeweiht, eine Büste auf einem rosa Steinsockel mit der Inschrift: »ERNST MACH 1838–1916«. Viele der Gäste seiner musikalischen Soirée haben Lobesreden auf die grosse österreichische Persönlichkeit gehalten ... haben seine Worte zitiert, auch Einstein: »Jagt nicht der trügerischen Unsterblichkeit nach, die euch im Paradies versprochen ist. Verewigt das denkende Ich, indem ihr eure kognitive Ordnung mit dem Wissen des Menschengeschlechts vereint.« Während die Violine den Salon mit Heiterkeit und Frische erfüllt, hält Ehrenhaft die Augen geschlossen, hört in sich den Philosophen: »Ich bin nur ein unbefangener Spaziergänger mit eigenen Gedanken ...«

Die Gäste sind weg, das Zimmermädchen hat alles in Ordnung gebracht, Ehrenhaft ein Feuer angezündet. Einstein sitzt neben ihm. Der Freund wird am folgenden Morgen abreisen, und Ehrenhaft fragt sich, ob er je wiederkommen wird.

Einsteins Blick ist warmherzig, vielleicht liegt darin ein mit Traurigkeit vermischter Vorwurf.

»Ich habe das Manuskript gelesen, das du mir hast zukommen lassen«, sagt er.

Ehrenhaft blickt in die farbigen Flammen, die um die Holzscheite züngeln, ohne ersichtlichen Grund aufwallen, wütend buckeln wie zankende Katzen und sich wieder voneinander lösen.

»Ich glaube, dass du es nicht veröffentlichen solltest«, fährt er fort. Einstein sagt es mit unendlicher Ruhe, es ist nicht einfach, solche Dinge auszusprechen. Er wartet, dass der Freund aufblickt und sieht, dass er es gut meint. Es geht ihm nicht darum, die Theorie höher als die Experimente zu werten, er will ihm nicht schaden, im Gegenteil, er will ihn vor sich selbst warnen: Felix Ehrenhaft hat einen einsamen Weg eingeschlagen, der ins Nichts führt.

»Die Daten, die du mit dem Kondensator ermittelt hast, müssen mit grösster Vorsicht interpretiert werden, wobei die Theorie ohnehin keinen Raum für Zweifel lässt ...« Einstein zögert, ob er einen bestimmten Ausdruck verwenden soll, gewisse Wörter sind wegen der Bedeutung verletzend, die ihnen andere zuschreiben ... über den Betreffenden lacht man in der Wissenschaftsgemeinschaft. Er flüstert beinahe: »Die Subelektronen können nicht existieren.«

Ehrenhaft fährt zusammen und zischt zur Antwort, als hätte man ihn beleidigt: »Aber ich habe sie doch mit eigenen Augen gesehen!«

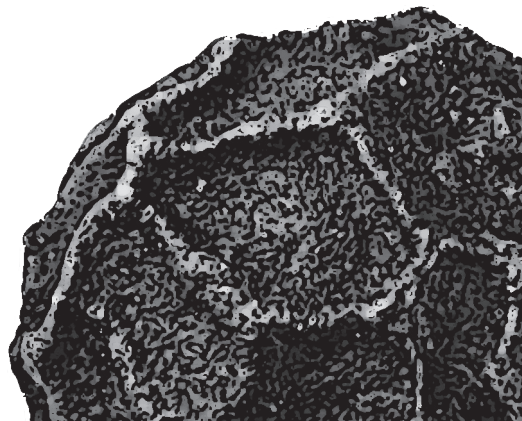
Als er die bittere Schwermut in Einsteins Gesicht sieht, beruhigt er sich sofort. Olga betritt das Zimmer, Einstein steht zuvorkommend auf.

»Meine liebe Olga, wir werden uns morgen nicht verabschieden können, ich reise in aller Frühe ab ... ich danke dir für die Gastfreundschaft«, sagt er und geht auf sie zu. Sie hat einen Reisekorb vorbereitet, mit einer Überraschung und Büchern, und führt ihn an der Hand in ein anderes Zimmer.

Felix Ehrenhaft nimmt das Erinnerungsalbum vom Salontisch. Legt es auf die Knie, beobachtet weiter die Flammen im Kamin. Die Hand verschiebt sich zum Rand des Umschlags, die Finger tasten nach der Schnittfläche. Er weiss, dass es ihm einen nur allzu wohlbekannten Schmerz bereiten wird, das Album aufzuschlagen, sich die Fotos, Briefe, Zeitungsausschnitte und Einladungen zu Konferenzen anzusehen, die Tage euphorischer Gewissheit wieder aufblühen zu lassen, die mit seiner Demütigung geendet haben. Vielleicht ist ihm aber auch bewusst, dass er den Teufel, der ihn in die Irre geführt hat, in den Ecken seines Laboratoriums und zwischen den

Zeilen seiner Gedanken suchen muss, um sicher sein zu können,
dass nicht er selbst der Schuldige ist.

ERSTER TEIL



Pferdestrassenbahn

Wien 1905

Es war ein warmer Maitag im Jahr 1905. In der Hoffnung auf ein paar verrirrte Haferflocken löffelte Felix Ehrenhaft, die Schuhe bereits angezogen und die Krawatte umgebunden, am Küchentisch die restliche Milch aus und lauschte auf die Strassengeräusche. Als er das Hufgeklapper des Pferdes hörte, das mühevoll die Strassenbahn über das Pflaster zog, sprang der Sechszwanzigjährige behende auf und lief in der Gewissheit die Treppe hinunter, den Bürgersteig noch einige Sekunden vor der Nummer 405 zu erreichen.

Er bestieg die Plattform des gemächlich vorbeiziehenden Wagens – die offizielle Haltestelle lag ein paar Hundert Meter weiter – und setzte sich auf die Holzbank. Es war verboten, im Fahren aufzuspringen, aber dem Fahrer war es gleichgültig.

Die Schienen folgten der Döblinger Hauptstrasse. An der Kreuzung mit der Währinger Strasse wurde der Verkehr dichter, dort trafen die vielen Karren aus dem Norden der Stadt mit Kutschen und dem einen oder anderen Automobil aus den bürgerlichen Stadtteilen zusammen. Die meisten Leute waren zu Fuss unterwegs. Er verliess die 405 – die letzte von Pferden gezogene Strassenbahn Wiens, man würde sie bald durch eine elektrische ersetzen – und stieg in die moderne 503 um.

Das Laboratorium befand sich im ersten Stock der Fakultät für Physik, ein paar Häuserblocks vom Rathaus entfernt. Der Pförtner, der seinen Stuhl seit den ersten frühlinghaften Tagen vor die Loge stellte, stand zum Grüssen auf, Ehrenhaft grüsste wie üblich gönnerhaft zurück, eilte die Treppe im Laufschrift hoch und strebte durch den Korridor in Richtung Arbeitszimmer.

»Guten Morgen, Herr Professor«, sagte er ehrerbietig, als er von Lang kreuzte. Der fast siebzehnjährige Dozent war ein gütiger Mann, schon immer hatte er sich mit seinem einschüchternden, bis auf die

Brust reichenden Bart seinem jungen ehemaligen Doktoranden und aktuellen Assistenten Ehrenhaft gegenüber freundlich gezeigt.

»Guten Tag, Felix«, antwortete von Lang, blieb im Korridor stehen und bedeutete Ehrenhaft mit einem kaum angedeuteten Handzeichen anzuhalten. Dieser war in seinem Elan bereits ein paar Schritte weiter und kehrte zurück.

»Ich habe einen hochinteressanten Artikel bekommen!«, sagte von Lang, senkte den Kopf und trippelte, Ehrenhaft mit sich ziehend, durch die offene Tür in sein Arbeitszimmer.

»Moment ... wo habe ich ihn bloss hingelegt? Da ist er.« Er nahm ein Schriftstück, das mit der Post eingetroffen war, rückte die Brille zurecht und machte zwei Schritte in die Mitte des Raums, die ihm für sein Vorhaben ein würdiger Ort schien. Nach kurzem Räuspern begann er, als handelte es sich um die Kommentierung einer Bibelstelle: »Titel! *Über die von der molekularkinetischen Theorie der Wärme geforderte Bewegung von in ruhenden Flüssigkeiten suspendierten Teilchen*, Annalen der Physik, von Albert Einstein, Bern.« Er hob den Blick und erklärte: »Bern ist die Hauptstadt der Schweiz.«

Ehrenhaft kannte diesen Albert Einstein nicht, er signalisierte, die Blätter selbst durchblättern zu wollen, indem er die Hand nach ihnen ausstreckte, aber der Professor las weiter.

»In dieser Arbeit soll gezeigt werden, dass nach der molekularkinetischen Energie der Wärme in Flüssigkeiten suspendierte Körper von mikroskopisch sichtbarer Grösse infolge der Molekularbewegung der Wärme Bewegungen von solcher Grösse ausführen müssen, dass diese Bewegungen leicht mit dem Mikroskop nachgewiesen werden können«, er unterbrach das Vorlesen einen Augenblick und übersprang ein Stück Text, »... Bewegungen mit der sogenannten ›Brownschen Molekularbewegung‹ identisch sind.«

Ehrenhaft konnte dem Professor nicht folgen, er las zu langsam und nuschelte – um den Sinn zu verstehen, hätte er in seinem eigenen Rhythmus lesen müssen.

»... und es ist dann möglich, die Existenz der Atome zu beweisen ...«, er hielt inne, hob noch einmal den Blick und streckte Ehrenhaft die Blätter diesmal entgegen.